

II. Jahrgang.
No. 43

13. Kriegsnummer^{*)}

22. Oktober 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main



Von Ludwig Hofmann, Mannheim.

So gewiß die Sonne wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

^{*)} Die vorhergehenden Nummern können nachbestellt werden.

(Friedr. Schiller.)

Umfang: 16 Seiten.

Der deutsche Siegeszug durch Belgien.

Der deutsche Siegesmarsch ist unaufhaltsam. Kaum war Antwerpen gefallen, wurden auch schon Gent, Brügge und Ostende besetzt. Immer wieder haben in den letzten Tagen die Briten versucht, unseren Erfolg zu verkleinern; werden sie auch die gewaltige Siegesbeute leugnen, die den deutschen Truppen in die Hände gefallen ist? Unmöglich ist es nicht. Schließlich aber ist das Leugnen Sache unserer Gegner, wenn wir die 500 Geschütze, die 5000 Gefangenen und die Vorräte von Millionen Werten nur haben; das genügt uns. Inzwischen gehen in Französisch-Landern wichtige Dinge vor. In dem eroberten Belgien kehrt Ruhe und Ordnung wieder ein. Die Geschäfte werden geöffnet und unter der zielbewußten deutschen Verwaltung beginnt sich das altgewohnte Leben wieder zu regen. In Gent ist die Ruhe der Bürger kaum gestört gewesen, und wenn nicht die deutschen Truppenmassen durch die Straßen zögen, würde man nichts von kriegerischen Ereignissen merken. Wir bringen, um unsere Leser mit der Stadt bekannt zu machen, im Bilde die schönste Kirche der Stadt und eine der schönsten Belgiens überhaupt: die St. Nicolas-Kirche. Der



Die berühmte älteste Kirche von Gent
eine der schönsten Belgiens, die St. Nicolas-Kirche. Sie stammt aus dem 13. Jahrhundert.

Bau, zum größten Teil frühgotisch, wird dem 13. Jahrhundert zugeschrieben. Jetzt hat man das Innere der Kirche modernisiert und sie so ihres eigentlichen Charakters beraubt. Ihr Besitz an Kunstschätzen ist nicht mehr der alter Tage, da auch hier wie in anderen flandrischen Städten die Bilderstürmer ihr Unwesen trieben. Ihrem Fanatismus fielen gar viele unersehbare Werke zum Opfer. Der Hochaltar zeigt uns ein von Koose gemaltes Bild, das die Verurteilung des Heiligen Nikolaus zum Apostel darstellt. Eine kleine Seitenkapelle hat als Altarschmuck ein größeres Gemälde von Maes-Ganini. Von dem Bild leuchtet dem Betenden die Madonna mit dem Kinde und dem kleinen Johannes entgegen. Noch manch andres Bildwerk wäre anzuführen, das die Wände dieses Heiligtums schmückt und durch seine schlichte Auffassung doppelt stark wirkt. Auch etwas Wunderliches findet man in den Säulengängen: Auf einem Pfeiler lesen wir unter einem kleinen Bilde: Hier ruht Minjau und seine Ehefrau, sie hatten zusammen 31 Kinder. In der Stadtgeschichte kann man nachlesen, daß, als Karl V. nach Gent kam, der wadere Minjau mit 21 Söhnen im Felde stand; bald jedoch sei die Pest ausgebrochen und habe seine zahlreiche Familie dahingerafft.



Husaren bringen Franktireurs von einem Streifzuge mit.

Dem zu Fuß folgenden Husaren wurde von den Franktireurs aus dem Hinterhalte das Pferd erschossen.

Phot. Berl. Illustr.-Büro.

Eine Seite aus dem englischen Schuldkonto!



Belgier mit ihren Familien, die auf schamlose englische Berichte über angebliche Grausamkeiten der Deutschen zur Grenze fliehen. Nach den beruhigenden Erklärungen der deutschen Behörden hat bereits die Rückwanderung in die Städte eingesetzt.



Rhein- und Mainfahrt unter dem Roten Kreuz.

Erlebnisse eines 81ers.

Wir waren mehr oder weniger schwer verwundet oder krank aus den Bogenen heraus. Als wir bei Saales wieder deutschen Boden betraten, schlugen aller Herzen höher. Die ersten deutschen Eisenbahnbeamten begrüßten wir mit Hurra und nun ging's durch schöne deutsche Gänge, denen man den Krieg nicht mehr so ohne weiteres ablesen konnte, mit der Bahn über Schirneck nach Straßburg.

Nach langer Fahrt kamen wir schließlich fast um Mitternacht dort unter. Es war just nach fünfwöchiger Abwesenheit. Es hätten Jahre sein dürfen, so begrüßte uns der Anblick des gedeckten Tisches mit Tellern, Gabeln und Messern! Und dann jeder Mann ein Bett! Ein Bett mit weißen Kopfkissen, und an der Wand für jeden ein Waschtisch mit laufendem Wasser!

Es war zu viel auf einmal und fast niemand fand ruhigen Schlaf. Und als in der Nacht Sturm und Regen an den Läden tobten, da überlief es uns eilig, da wir unserer Kameraden gedachten, die bei dem Wetter im Schützengraben lagen, die ganze Nacht im Wasser, wie wir die letzten vergangenen Nächte. Und da der Wind an den Läden rasselte, duckten wir im Halbschlaf die Köpfe unter die Decke, weil wir glaubten, die Schrapnells prasselten durch die Bäume. Am Morgen erzählten wir uns lachend unsere Träume. Wir alle hatten Franzosen erschossen, erschlagen und erstochen. Langsam wurden wir gesünder, und gestern früh muhten wir, etwa 150 Mann, räumen. Der Regen hielt weiter an. Es gab manch schweren Abschied von den Schwestern, die es so gut mit uns gemeint, und dann fuhren wir durch den Regen mit der Trambahn zum Straßburger Hafen. Da lagen zwei große Frachtlöhne, Kohlen- und Fruchtfrachtlöhne, wie wir sie alle kennen. Die Gesäcker, die sonst 1000 bis 2000 Ztr. Kohlen fassen, sind weiß gestrichen. In jedem stehen etwa 18 aus rohem Holz gezimmerte Betten, mit einem Strohsack und Decke. Ein Tisch, ein Esstisch, eine Petroleumlampe und sonstiges Gerät vervollständigen die Einrichtung. Wenn nur das schlechte Wetter nicht wäre, daß man mehr auf Deck sein könnte! Selbst die einzige Dachkufe, der Eingang für uns und Luft und Licht müssen wir schließen, weil es hereintregnet. Der Selbstgreifer, der sonst die Frucht und Kohle greift, senkt sich fast lautlos und holt lebende Frucht. Es sind die Schwerverwundeten, die auf Bahnen kommen und in den tiefen Bauch des Schiffes gesenkt werden. Einem schwerverwundeten Franzosen kommt die Sache nicht ganz geheuer vor. Er heult trotz der Schmerzen den Kopf zu sehen, wohin er kommt. Er glaubte sicher, er würde ins Wasser gelassen werden. Man bringt uns noch Postkarten, Zigaretten und Zeitungen an Bord. Der Schleppdampfer läßt seine Pfeife heulen — ruft, geht es hinaus, rheinabwärts. Wohin? Es fragt keiner mehr. Jeder möchte wohl nach Hause, denn wir sind meist verheiratete Landwirte. Aber wir haben uns abgewöhnt, zu fragen. Seit sechs Wochen ja sind wir ein Atom, ein Millionteil eines Riesenapparats, der auf den geheimen Wink irgend einer Zentrale arbeitet, die wir nicht sehen. Lange trübe Fahrt.

Endlich läßt der Regen etwas nach. Wir gehen auf Deck. Schweigend winken an den Ufern die Leute. Kein Hurra; ernstes Schweigen und Grüßen. Dann kommt Mannheim in Sicht. Wir legen an. Wir steigen aus und werden in eine Halle geführt und bewirtet. Man merkt, daß man in einer reichen Stadt zu Gast ist: Suppe, Wurst und Brot, Kaffee mit Milch und Zucker, zwei Zigaretten, Zeitungen und Postkarten. An das strenge Reglement, das uns verbietet, in die Stadt zu gehen, selbst denen, die Weib und Kind da haben, sind wir von der Front nicht mehr gewöhnt. Es wird viel geflücht, besonders, da wir im Schiff übernachteten, das einige Meter in den offenen Rhein gezogen wird, damit es niemand verlassen kann. Früh um 6 Uhr bewirteten uns wieder die braven Mannheimerinnen,

und um 7 Uhr geht's ab. Rauschend geht es dem goldenen Mainz zu. Die Sonntagsklosterkänge begleiten uns. In der „Kassette“ sitzen vier beim Skat. Die die Rechte verbunden, lassen sich von den anderen ihre Feldpostkarten schreiben. Andere liegen still auf ihren Betten.

Das „goldene Mainz“ strahlte wirklich in hellem Sonnenschein. Ein freundlicher alter Obersteuermann hieß uns willkommen und sagte unter großem Beifall, daß jeder möglichst nach der Heimat komme. Dieser Umstand und die Sonne gaben gleich bessere Stimmung. Wieder wurden wir gut bewirtet. Wir schossen ein paar Böller ab, die wir den Franzosen abgenommen und freudig empfangen wir 81er unserer Frankfurter „Adler“, der uns nun mainaufwärts gen Frankfurt schleppte. Welch ungewohntes Bild unterwegs. In tiefem Frieden gehen die Bewohner von Albersheim, Rüsselsheim mit

Kinderwagen mainaufwärts durch die Weiden. In all dem Frieden kommt mir plötzlich ein Bild in den Sinn: Als wir nachts über einen Hügel marschierten und an einem Schützengraben vorbeisamen, freuten wir uns, als wir ihn von den Bayern besetzt fanden. Als wir aber näher kamen, sahen wir erst, daß alle die da lagen, das Gewehr im Arm, tot waren. Die einfachen Leute aus den kleinen Plätzen bringen Arme voll Obst, Zigaretten, Zigaretten, Eier, Kaffee, Milch. Nichts fehlt. Sogar „Quetschenkuchen“ ist da! Ein Boot mit begeisterten Insassen fährt zu nahe an uns heran und kentert. Leider hat hier der Krieg ein neues, unschuldiges Opfer gefordert.

Gegen Abend kommen wir in unserem Frankfurt an. Wir sind etwa 15 Frankfurter auf dem Schiff. Unsere Frauen und Kinder empfangen uns. Ein paar Autos bringen uns ins Lazarett. AN.



Das deutsche Grabdenkmal für den Kommandanten der Festung Les Ayvelles bei Metz.

Man nennt uns Barbaren, weil wir ohne Unterlaß liegen. Der Unterlegende hat keinen Blick für das Heldische an seinem Gegner, dazu müßte er von Wut und Haß frei sein. Wenn man nun auch in Frankreich all das, was unsere Feldgrauen als das Gegenteil von Barbaren erscheinen läßt, gestillt übersehen wird, so wird doch das neutrale Ausland anders urteilen. Dieses Bild bedarf keiner ausnehmenden Beschreibung. Es spricht für sich. Dürfen wir hoffen, daß unseren Offizieren, die tot in Feindes Hand fallen, auch solche Grabmäler errichtet werden wie dieses, das im Waldesschatten bei Ayvelles den tapferen Kommandanten der Festung birgt? Er hatte Ayvelles tapfer verteidigt trotz einer ungenügenden Ausrüstung, fand man doch nach der Besetzung noch Mörser aus dem Jahre 1842. Betonierungen, Panzertürme und Panzerbeobachtungsstände waren überhaupt nicht vorhanden, jedoch die Granaten unserer 21 Zentimeter-Mörser in diesem schlecht armierten Fort aufs fürchterlichste hausten. Der Kommandant fiel an der Spitze seiner Leute. Deutsche Landstürmer gruben ihm das Grab und setzten die Inschrift darauf: „Hier ruht der tapfere Kommandant. Er vermochte den Fall der ihm anvertrauten Feste nicht zu überleben. R. I. P. Mit diesem Holzkreuz schließt sich auch der deutsche Soldat in die den Helden der Pflicht. 2. Landsturm-Pionier-Kompanie. VIII. A.-K. Sept. 1914.“

Auch so etwas verdient der Geschichte aufbewahrt zu werden.

Lille.

Die strategisch wichtige Besetzung von Lille durch die deutschen Truppen lenkt die Aufmerksamkeit auf diese alte Hauptstadt französisch-flanderns. Mehrmals in der Geschichte ist Lille Zeuge gewaltiger Schlachten gewesen. Lille, ehemals L'Isle (Zinsel), nach ihrer Lage Vos und Deule genannt, liegt inmitten einer fruchtbaren, an Wasserläufen und Kanälen außerordentlich reichen Landschaft. Näher man sich, etwa von der belgischen Seite herkommend, der Stadt und bestiegt bei Mouscron den „Mont“ (in Flandern hat jeder Maulwurfs-berg Anspruch auf den Namen Mont), so sieht man, wie gleich hinter dem Grenzbache Varchem, der von gelösten Weiden eingefasst wird, die Landschaft aufhört. Alle hier liegenden Ortsschaften gehören zum Bereiche der „Festung“ Lille und alle ähneln einander außerordentlich. Lille und die benachbarten Städte sind die gewerbetreibendsten Orte in ganz Nordfrankreich; die Textilindustrie Frankreichs hat hier ihren Hauptsitz, es finden sich hier zahllose Spinnereien und Webereien, in denen Leinen, Baumwolle und Wolle verarbeitet werden, zahllos sind die Fabriken, in denen Posamentierarbeiten und Stumpfwaren erzeugt werden, Chemikalien, Seife, Zucker werden in Lille und den Nachbarorten hergestellt.

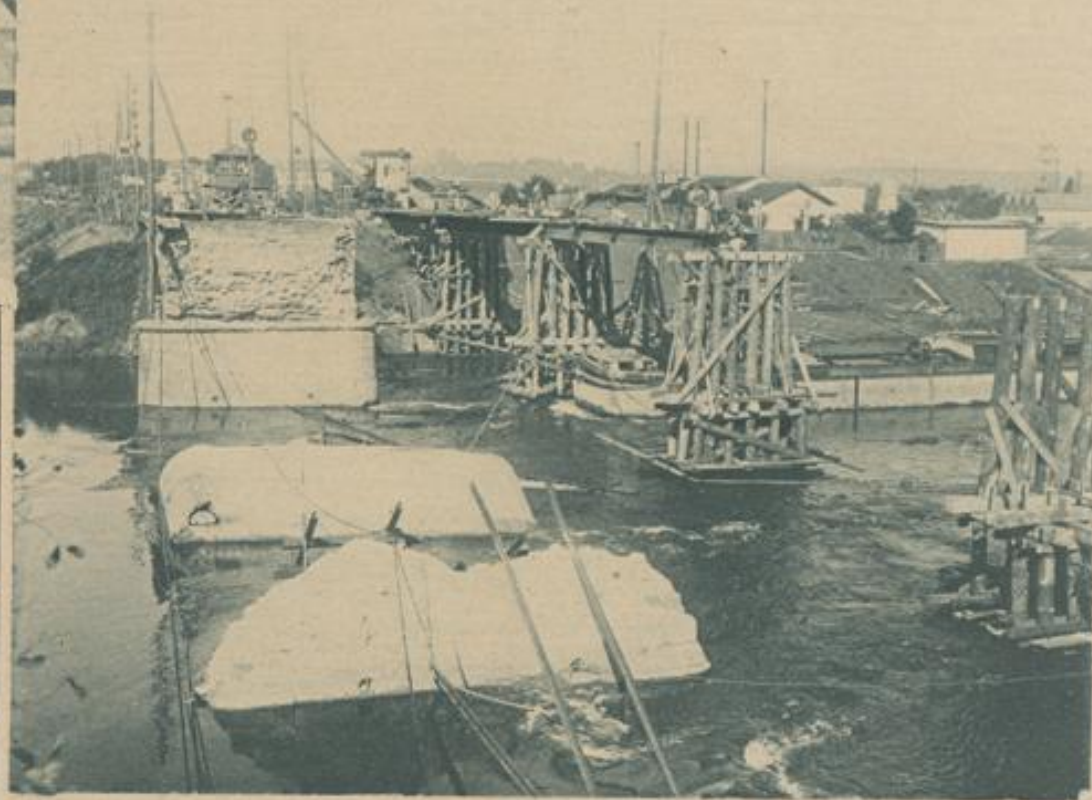
Brückenbau in Feindesland.

Neben vielem Anderen haben sich auch unsere Pioniere aufs Beste bewährt. Sie haben Arbeit genug gefunden und haben namentlich im Brückenbau außerordentlich viel leisten müssen. Die Brückensprengung war schon immer das letzte Hilfsmittel des zurückweichenden oder fliehenden Feindes. Oft aber marschierten schon nach wenigen Stunden unsere Regimenter über die neue Brücke, die die Pioniere in Fieberhitz geschaffen. Manchmal versucht der Feind natürlich auch den neuen Brückenbau zu verhindern, feindliche Flieger kreuzen über den Arbeiten, um ihren Fortgang zu stören. Sie verlassen aber meist bald das Himmelsgelände, da die Maschinengewehre, die zum Schutz der Brücke aufgestellt sind, ihnen das Fliegen sauer machen.



Maschinengewehre

Besonders schwierig sind die Brückenbauten bei Nacht und wer einmal das Herstellen eines Flußüberganges unter dem Brüllen der Geschütze mitgemacht hat, wird diese Stunden nicht wieder vergessen. Oft zerstören feindliche Geschosse im Augenblick die mühsame Arbeit einer ganzen Stunde, Kameraden sinken getroffen in die Fluten und lodernnde Fackeln geben dem Ganzen ein grauigphantastisches Gepräge. Oft schon hätten unsere Siege nicht ausgenutzt werden können, wenn nicht unsere Pioniere so flink gewesen wären. Einmal ist es gelungen, eine Brücke noch zu retten, als die Nachhut des Feindes schon die



Aufbau einer gesprengten Maas-Brücke durch unsere Pioniere.



zur Abwehr von Fliegern, die den Wiederaufbau zu stören suchten.

Zündschnüre an den Bau gelegt hatte. Ein paar beherzte Kavalleristen unserer Vorhut hatten das bemerkt, sprengten über die Brücke, eilten die Böschung hinab, machten die Franzosen nieder und zerschnitten die Zündschnüre. In einer halben Stunde war das Gros des Heeres heran und warf sich auf den Feind. Der Wert der zerstörten Brücken in Frankreich und Belgien muß sich bereits auf viele Millionen belaufen. Wir können uns nicht genug preisen, daß dieser große Krieg nicht in unserem Vaterlande ausgefochten wird, sondern im Lande derer, die den Krieg gewollt.



Deutsche Truppen auf dem Marktplatz von Mecheln. Im Hintergrunde gefangene Belgier.

Der. Foto-Ver. Antwerpen.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

Nachdruckrecht geschützt durch
Karl Köhler u. Co., Berlin W. 15

(8. Fortsetzung.)

Dies war der geschäftliche Teil. War der beendet, dann kamen Wein und Zigarren auf den Tisch. Darauf folgte ein nettes, kleines Frühstück. Da gab es Kaviar und Lachsbrötchen und Schnittchen mit Braten und Mäus belegt. Ja, der Vogt war ein Feinschmecker.

Dann wurde angestoßen, getrunken und gegessen. Man kam in eine animierte Stimmung. Mancher der Bauern kam an diesem Tage zu spät zum Mittagessen nach Hause.

„Wenn es den Herren paßt, können wir die Abrechnung auf Donnerstag festsetzen“, schlug der Vogt vor. Man stimmte zu. Einige nickten mit dem Kopf, andere riefen: „Jawoll.“ Sie tranken Grog und spielten Solo.

Der Vogt war heute der erste, der ging. Er beteiligte sich sonst gern am Spiel, aber in der letzten Zeit war er häuslich geworden. Wo er ging und stand, schwebte ihm Megs Kindergeflächchen mit dem Kümmerhaar vor. Es ließ ihm keine Ruhe.

„Adio, meine Herren. Lassen Sie sich nicht stören. Mich ruft die Pflicht nach Hause. Auf Wiedersehen am Donnerstag!“

„Adio, Vogt.“

Man sah seine stattliche Gestalt an dem Fenster vorbeigehen. Sie verdunkelte schier für einen Augenblick die Schenke. Dann spielte und trank man unbekümmert weiter. Beides geschah mit Mäus. Die Bauern wurden weder betrunken noch erregt.

Die Spielpartie war zu viere. Jan Piper übte. Er saß bald auf diesem, bald auf jenem Stuhle. Jan Bruhn und Gorg Nidels hatten sich mit ihrem Grog in eine Ecke zurückgezogen. Die zweite Partie schien nicht zustande zu kommen.

Jörn Schoof gefellte sich zu den beiden. Sein halbgelertes Kümmerglas nahm er mit und setzte es vorsichtig aufs Fensterbrett.

„Doria, Jörn Schoof ist auch noch da?“

Der Feldbergshöfer zog ein säuerliches Gesicht. Er hörte wohl den Spott aus den Worten heraus. Aber er ging nicht darauf ein. Ihn bewegten wichtigere Dinge. Vertraulich beugte er sich vor.

„Reinen Sie nicht auch, daß wir das im vergangenen Jahr ein hübschen leicht genommen haben mit der Abrechnung beim Vogt? Das müht doch von Rechts wegen als Reihe vor Reihe nachgesehen werden.“

Gorg Nidels gähnte. Zahn Bruhn verzog sein Gesicht ein wenig.

„Du liebe Zeit, da hätten wir viel zu tun, was, Gorg?“

„Ja — bei meiner Zeit ist es immer nicht anders gemacht worden und ist noch kein ein bei uns zu kurz gekommen.“

„Aber da könnt ja der Kirchspielvogt aufschreiben, was er will.“

„Er wird doch wohl nicht.“

Gorg Nidels zog die Schultern hoch.

„Ich bin allmeindag kein großer Rechenmeister gewesen. Ich meine, auf 'nen Kirchspielvogt muß man sich verlassen können, sonst braucht man ja keinen.“

„Ah, da ist schon manchem mit der Rasse durchgebrannt.“

„Davor ist bei Jens Hellmann doch keine Gefahr. Der verdient doch als Vogt ein schönes Stück Geld.“

„Ra — zu Gastereien mit Champagner und Torten und seidene Kleider und Reisen und Studieren und teure Pangschnons für die Kinder, da, den! ich, gehört doch mehr zu.“

„Ei — der Dürvel!“

Jan Bruhn winkte Deert Jakobs. Der beugte sich mit den Karten in der Hand vor und hörte mit halbem Ohr zu. Auch Vollmacht Rissen hob neugierig den Kopf. Jan Piper hatte den Spieltisch schon verlassen und sich zu den anderen gesetzt.

Jörn Schoof hob den mageren Zeigefinger wie ein lebendiges Ausrufungszeichen.

„Leute, Leute, das stimmt mich nicht mit die Abrechnung. Ich habe neulich dem Schreiber aufgepaßt. Sie wissen doch, Jakobs, den verfluchten Jungen, der — — —“

„Ja, ja, ich weiß schon.“

„Ra, wie ich bei ihm so'n hübschen um die Ecke herche, wird der Bengel erst weiß wie die Kalkwand und denn rot wie'n Puterhahn. Denn gab er mich so ne konfuse Antworten, daß ich bei mich selbst dachte: „Junge, die Sache ist mich höllisch verdächtig.“ —“

„Darum“ — jetzt trank Jörn Schoof seinen Kümmer aus — „ich will nichts gesagt haben; aber es ist Recht und Pflicht, daß wir ordentlich revidieren.“

Die Bauern zuckten die Achseln und wandten sich hin und her vor Unbehagen. Sie mochten sich nicht gern aus ihrer Ruhe aufstören lassen, und konnten sich doch nicht der Einsicht verschließen, daß Jörn Schoof recht hatte.

Ja, Jörn Schoof war ein Schlauberger.

„Ich war überhaupt vor 'ne plötzliche Revischon. So was muß man veranstalten wie 'nen Blitz als blauem Himmel.“

„Warum?“

Deert Jakobs sah ihn durchdringend an. Er hatte die Karten zusammengeschoben und hielt die Hand darauf.

„Ich bin nicht vor Blödsinn. Ich hab' das auch nicht gern, wenn mich einer überrumpelt, und ich überrumple auch meine Leute nicht beim Haser schneiden und Heumachen. Wir wollen ihm man ruhig Zeit lassen, daß er seinen Kram in Schuß bringt, und dann — denn wird es schon stimmen. Denn muß es stimmen. Da müssen wir all aufpassen. Wir kommen ja dafür auf.“

Wir kommen dafür auf.

Das war ein unbequemes Wort. Das wirkte auf alle. Sie warfen die Karten mitten auf den Tisch. Der Grog wurde kalt. Was man jetzt sprach, war mehr ein Gemurmel. Alasohn, der Wirt, konnte trotz aller Neugier kein Wort erhaschen.

Gorg Nidels war der erste, der ausbrach. Vollmacht Rissen und Deert Jakobs gingen zusammen nach Hause.

„Wir werden wohl diesmal ein hübschen besser nachrechnen müssen“, meinte Deert. „Man muß solchen Leuten doch den Mund stopfen.“

„Das ist all recht“, brummte Delfes Rissen. Er hatte schon die ganze Zeit über getan, als ginge ihn die Sache nichts an.

„Wannher sollen denn die jungen Leute heiraten?“ fragte sein Nachbar.

Vollmacht Rissen lachte ein hartes „Haha“.

„Wenn es mich paßt. Das hat noch lange Zeit. Junge Leute müssen sich schiden lernen. Hahaha!“

Deert Jakobs zog die Stirn kraus. Er konnte nicht in das Lachen einstimmen.

* * *

Am Donnerstag Morgen, pünktlich um neun Uhr, fanden sich die Herren beim Kirchspielvogt ein.

Sie waren heute nicht so laut wie sonst. Dunkle Wollenmäffen lagen über dem Saal. Die schienen ihren Schatten bis hierher zu werfen.

„Man sollte doch meinen, daß er seine Sache in die Reihe hat“, sagte Deert Jakobs besorgt. „Zeit genug hat er gehabt.“

Jan Bruhn seufzte.

„Wollen's Beste hoffen.“

Sie waren alle in unbehaglicher Stimmung. Ihre Würde drückte sie nieder. Was sie als ein kleines Ehrenamt angesehen hatten, wurde zu einem verantwortungsvollen Posten. Dazu waren es Dinge, die sie im Grunde gar nichts angingen, die ganz außerhalb ihrer Höfe lagen.

Sie hatten den Vogt alle gern, und jetzt, da seine Tochter in den Eichenhof einheiratete, sahen sie ihn schon sozusagen als einen der Ihrigen an. Da kam es ihnen fast als eine Falschheit vor, daß sie hier saßen und Mißtrauen gegen ihn hegten. Dazu fühlten sie seine Ueberlegenheit. Da war keiner unter ihnen, der ihm gewachsen war.

„Guten Morgen, meine Herren!“

Der Kirchspielvogt stand auf der Diele in der Haltung eines Fürsten, der Gäste empfängt, die ihm untertan sind. Wie stolz er da stand. Dagegen konnten die Bauern nicht aufkommen, wie statlich sie auch aus sahen.

Einer nach dem anderen schoben sie sich zur Tür hinein. Jörn Schoof war der letzte. Er wuchte sich erst umständlich auf der Matte seine Stiefel ab.

„Wo ist denn Vollmacht Rissen?“

„Der hat's im Kreuz. Er kann knapp in die Höhe kommen.“

„Ihm ist es wohl auf's Kreuz geschlagen?“

„Was denn?“

„Ach nichts. Ich meine man so.“

Es war alles in guter Ordnung. Mitten im Amtszimmer stand heute der große Ausziehtisch aus der besten Stube. Darauf lagen die Bücher und die Papiere. Daneben standen einige Tintenfass mit Federhaltern, sowie eine Kiste Zigarren, ein Tabakstafel, Aschebecher und Zündhölzer. Neun Stühle standen in Reih und Glied um den Tisch. Einen davon schob der Vogt zurück.

Nebenan in dem kleinen Privatkantor des Vogts saß der Schreiber. Er mußte gewärtig sein, falls man ihn gebrauchte.

„Diese verdammtigen Zahlen“, seufzte Deert Jakobs. „Sie laufen mich durcheinander wie ein Koppel Fohlen. Wollt ihr woll!“

Er fragte, ob er sich wohl ein Blatt aus dem großen Buche reißen dürfe. Ein Bleistiftende hatte er in der Westentasche.

„Nein, nein... Jessen, ein paar Kanzeibogen!“

Ein wenig unruhig sah der Vogt auf seine Gäste. Diese Arbeitswut war ihm etwas ganz ungewohntes.

Gorg Nidels gähnte.

„Ich wollt, es wär erst Bettzeit!“

„Ungewohnte Arbeit drückt Deulen“, meinte Vollmacht Piper.

Sie sahen einer bei dem anderen, den Kopf gebeugt, die Stirn kraus gezogen. Keinem von ihnen war es wohl zumute. Der eine pufete, der andere schnaufte. Jörn Schoofs Augen sahen wie hungrige Späßen über's Papier. Deert Jakobs schwiigte.

Der Vogt scherzte sich die heimliche Unruhe vom Herzen fort.

„Es will nicht recht flutschen, was? Meine Frau soll uns erst mal was zum Trinken bringen. Mit nüchternem Magen ist schlecht arbeiten.“

Er ging hinaus. Die Zurückgebliebenen sahen sich an.

„Mich dünkt, da ist allens in die Reihe.“

„Ja, wo soll man da was finden. Da kann man lange suchen.“

„Anderseits, die Rechnerei bringt mich von Sinn und Verstand.“

„Laß Dich pangschonieren, Deert!“

„Meine Meinung ist, 'ne Revischon muß veranstaltet werden wie ein Gewitter aus blauer Luft. Nun wird Wein aufgeföhren. Da muß es wohl stimmen.“

Fast feindselig sahen sie auf Jörn Schoof, der diese Worte sprach.

Der Vogt lehnte zurück mit strahlendem Antlitz. Er hatte Meg getroffen. Sie war unter seinem Blick errötet. Solange ihn noch ein Weib liebte, herrschte er, war er ein Mann voll Mut und Kraft.

„Machen Sie Pause, meine Herren, eine kleine Pause! Es kommt nichts dabei raus.“

Sie hielten auf. Nur Jörn Schoof rechnete weiter. Seine Lippen bewegten sich dabei, seine Augen funkelten gierig. Was fragte er nach Wein!

Frau Ische erschien mit einigen Flaschen Rotwein. Lall brachte Gläser. Es war von altersher Sitte, daß die Damen des Hauses die Gäste bedienten.

„Nicht zu voll, Mutchen“, flüsterte Lall. „Vollmacht Karstens zurecht. Aber Mutchen!“

Mutchen hatte ein Glas mit Wein umgehoben. Lall vertuschte es geschickt. Man stieß an auf das Wohl der Frau Kirchspielvogt. Die lief mit rotem Kopf hinaus. Lall lächelte und nickte mit ihren leuchtenden Augen ringsum. Dann ging auch sie.

„Trinken Sie aus, meine Herren, ich schenke frisch ein!“ Der Vogt ging mit der Flasche herum, aber keiner der Herren hatte ausgetrunken.

„Wir wollen uns doch nicht beduhseln? Der steigt ein'm bannig zu Kopf.“

„Wir sollen arbeiten, Kirchspielvogt.“

Sie arbeiteten im Schweisse ihres Angesichts. Eine Stunde verging und noch eine. Die Bücher waren von Anfang bis Ende durchgesehen. Sie atmeten auf. Es stimmte anscheinend alles.

Der Ueberschuß betrug 12745 Mark 65 Pfennige. Der Vogt brachte die Kasse und schloß auf.

Das Geld klappte auf dem Tisch. Hier Scheine, hier Gold, dort Silber und Nidel. Das Gold hatte den besten Klang.

„Zählen Sie nach, meine Herren. 745 Mark 65 Pfennige. Zwölftausend Mark liegen auf der Bank. Hier ist die Bescheinigung.“

Zwölftausend? Jörn Schoof horchte auf.

„Jetzt unterschreiben Sie, meine Herren. Dann sind wir fertig...“ Er ging zur Tür.

„Lall, das Frühstück!“

Jörn Schoof sah noch mit der Quittung in der Hand. Seine Hand zitterte ein wenig, und auf seinen Backen brannten rote Flecke. Er war gestern extra in die Stadt gegangen und hatte sich das Bankguthaben der Gemeinde Schlichtingen vorzeigen lassen. Es betrug zwölftausend Mark. Und der Vogt gab zwölftausend an? Hier auf dem Papier stand auch zwölftausend. Aber die Buchstaben standen bei Zwölf so merkwürdig gedrängt, und bei den Zahlen stand die Eins bis über den Rand hinaus.

(Fortsetzung folgt.)



Aus Antwerpens Glanzzeit: Ein Fest bei Peter Paul Rubens. Der berühmte Maler empfängt seine Gäste.
(Nach einem Gemälde von Brouss).



Theodor Cahn
(Unteroffizier im Bann, Inf.-Reg. 2)



Leutnant d. R. und Ritter des
Eisernen Kreuzes Daniel Walluf,
Architekt (Feldart.-Reg. 63)



Hauptmann d. R. Ernst Probst
(Inf.-Reg. 81)



Hauptmann Dr. Julius Junge
(Landwehr-Inf.-Reg. 81)



Max Weh
Unteroffizier d. R. (Inf.-Reg. 81)

Gefallene Frankfurter.

Wir Freunde.

Von Arnold Höllriegel.

Wien, im Oktober.

Ein österreichischer Mensch hatte den besten Teil seines letzten Jahrzehnts in Berlin verlebt. Da brach der Krieg plötzlich aus, und der Berliner Österreicher fuhr natürlich nach Wien. Er dachte: vielleicht kann man mich zu irgendetwas verwenden. Aber nein, man konnte und konnte ihn zu nichts Militärisches gebrauchen.

Er blieb aber in Wien und suchte sich durch Ausübung seines Berufes ein wenig nützlich zu machen. Wenn er aber in ein Café kam, eilten alle Bekannten auf ihn zu und fragten hastig: Was macht Berlin? Denn man denkt in Wien Tag und Nacht an Berlin, an die Freunde. Man ließ sich immer und immer wieder erzählen, was die Reichsdeutschen und die Berliner von den Österreichern hielten. Der Befragte sagte: „Sie haben uns immer sehr gern



v. Schröder (X), der Kommandeur der deutschen Marine-Division,
die sich aufs Beste bei den Angriffen auf Antwerpen beteiligte.

Phot. Berliner J.A.-Gel.

gehabt, aber vielleicht nicht völlig gekannt. Sie hörten oft von den politischen Unannehmlichkeiten, die wir zu tragen hatten, und in ihrer Freundschaft war manchmal ein bißchen Mitleid. Sie sagten immerzu, wir seien so lebenswürdig, und wir durften eigentlich nach anderem Lob. Aber man mußte wirklich ein sehr österreichischer Österreicher sein, um mir zu ahnen, wie viel gesunde Kraft in dem wunderherrlichen alten Reich noch steckte, außer der Lebenswürdigkeit. Dieses prachtvolle Aufwachen und Gliederreden am Tage der Kriegserklärung haben in Wien nicht alle Leute vorausgesehen, geschweige denn in Deutschland. Man hätte dort den Freund auch dann liebevoll verteidigt, wenn er sich nicht so stark erwiesen hätte. Aber besser ist besser. Deutschland wird auf uns noch stolz werden!“

Der österreichische Berliner mußte das täglich wiederholen. Unterdessen kamen die Nachrichten von den ersten deutschen Siegen, und Wien



Der deutsche Siegeszug durch Belgien. Auf dem Wege nach Gent und Ostende passierten die Deutschen Vilvoorde.
Der Übergang über die schmale Brücke dauerte mehrere Stunden.



Der Großherzog von Hessen im Felde.

Verlag Schöningh-Verlag, Frankfurt a. M.

war so unsäglich glücklich. Nur wenn man sich müde gebühelt hatte, fragte man manchmal angstvoll: Glauben sie in Deutschland am Ende nicht, daß wir weniger für sie tun, als sie für uns? Dann kamen die Tage der Kämpfe in Polen, und den Wienern und Oesterreichern verging das Denken. Wochen des sieberhaften Wartens; darin manchmal ein hell lodender Tag des Glücks: Krasnik, Komarow — und dann ein großes Jauchzen: Hindenburg! Hindenburg! Dann blieb wieder, während sich in Galizien die ungeheuerliche russische Uebermacht langsam, langsam, Gott sei Dank so unwahrscheinlich langsam vorschob, den Oesterreichern der Atem stehen. Die Verwundeten kamen und erzählten. Wien hatte nach den ersten glänzenden Siegen in Rußisch-Polen ein Fortschreiten der Offensive erwartet — jetzt begriff es allmählich, daß es sich vorläufig nur um ein zähes Festhalten handeln konnte, um eine heldenhafte Defensive gegen den viel, viel stärkeren Feind. Den Berliner Wiener duldete es nicht zu Hause, er fuhr eines Tages nach Galizien und sah sich die Sache aus

der Nähe an. Als er zurückkam, wußte er erstaunliche Dinge aus dem Ringen der Oesterreichischen Helden zu erzählen. Wie das oder das Regiment sich gegen eine Division zu halten hatte oder eine Husarenpatrouille gegen eine Sotnie, und wie viele russische Geschütze so auf ein Oesterreichisch-ungarisches zu kommen pflegten. Und wie unvergleichlich großartig sich unsere Leute dennoch geschlagen haben; immer mit den Bajonetten auf die feindlichen Batterien los. Rückzüge, ja wohl, aber Rückzüge am Abend des Sieges — nachdem man sich gezählt hatte.

Die Wiener hörten mit großen Augen zu, und die erste Frage war gleich wieder: „Wie man das nur in Deutschland begreifen? Die ganze deutsche Presse, die wir hier täglich lesen und noch einmal lesen, spricht mit gerechter Wärme von unseren Taten. Es wird aber doch auch das ganze Publikum fest davon überzeugt sein, daß wir der deutschen Waffenbrüder völlig würdig sind?“ Mit Bangigkeit fragte Oesterreich danach. Das liegt im Wesen jeder tiefen Freundschaft, daß man in selbst-

quälerischem Zweifel fortwährend darüber nachgrübelt, wie wohl der Freund im Geiste des Freundes aussähen möge.

Als Wien aber nach und nach völlig die unerhörte Leistung der Oesterreichisch-ungarischen Defensive begriffen hatte, erscholl plötzlich ein Trompetensignal. Der Generalstab gab bekannt, daß deutsche Truppen jetzt neben den Oesterreichischen stehen, daß es wieder losgeht, daß es im Tempo des geliebten Radeckimarsches wieder losgeht. Alle Gesichter wurden hell. Aber der Oesterreicher, der in Berlin so heimisch ist, wurde gefragt, gefragt: „Nicht wahr, wenn wir jetzt siegen, dann werden die deutschen Freunde nicht sagen, daß wir ohne sie nichts ausgerichtet hätten?“

Nein, sie werden ganz gewiß nicht. . . Die deutschen Freunde sind ganz gewiß nicht geneigt, den Freund zu verkleinern, weil er in der Weltgeschichte einen Augenblick heroisch zu stehen hatte, als sie eben glorieux führten.

Und jetzt Seite an Seite vorwärts. Wir lieben euch, deutsche Freunde.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(8. Fortsetzung).

„Ah, da wäre ich doch neugierig.“
Der Kommissär führte Mary zur Tür des alten Turmes und setzte sich mit ihr auf eine breite, niedere, steinerne Bank, zwischen deren Ritzen sich junges Grün eingenistet hatte.

„Sagen Sie, Baronin, hier stand wohl ursprünglich das Schloß, nicht wahr?“

„Ja. Nicht ganz knapp, ein paar Schritte weiter rechts. Dieser Turm, aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert, wie ich glaube, ist der letzte Überrest des Stammschlosses meiner Familie.“

„Wird er bewohnt?“

„Wo denken Sie hin!“ antwortete die Baronin lächelnd.

„Wozu wird der Turm jetzt benötigt?“

„Ich denke, gar nicht.“

„Waren Sie schon einmal drin, Baronin?“

Die Baronin lächelte, wie in Erinnerung an frohe Kindertage.

„Einmal?! Meine ganze Kindheit habe ich sozusagen in diesem Turm verbracht. Fragen Sie nur Hella! Er hatte immer etwas geheimnisvoll Anziehendes für mich.“

„Wann waren Sie das letzte Mal im Turm, Baronin?“

„Das sind natürlich viele Jahre her. Genau kann ich mich nicht erinnern. Als einmal Reparaturen hier im Hause notwendig waren und der Vater einen Ingenieur holen ließ, warnte uns dieser, den Turm zu betreten. Da verbot mein Vater den Eintritt. Seit dieser Zeit wird der Turm wohl nicht mehr besucht worden sein.“

„Ich bin anderer Ansicht! Der Turm ist erst vor ganz kurzer Zeit betreten worden!“ erklärte der Kommissär.

„Unmöglich! Wer sollte drinnen gewesen sein?“

„Bitte, sehen Sie selbst her!“

Doktor Wurmser führte die Baronin zu der alten Holztür.

„Betrachten Sie einmal die Klinke genau. Da sehen Sie ganz deutlich im Staub die Spuren einer Hand.“

Die Baronin beugte sich nieder und antwortete:

„Selbst, aber Sie haben recht. Wer könnte in dem alten Turm etwas zu tun gehabt haben? Kannst Du Dir das erklären, Hella? Ah, mir fällt ein, vielleicht hat der Gärtner Werkzeuge oder dergleichen hineingestellt. Das wäre ja nicht unmöglich.“

„Da muß Ihr Gärtner sehr feine, aristokratische Hände haben!“ erwiderte der Kommissär etwas ironisch. „Denn Sie sehen, es ist der Abdruck einer schmalen, zarten Hand!“

„Was Sie alles aus diesen Staublinien herauslesen! Ordentlich fürchten könnte man sich vor Euch Polizeibeamten!“

Der Kommissär beugte sich nieder und hob einen Knopf auf, den er der Baronin reichte.

„Kennen Sie ihn vielleicht?“

„Nein. Aber von den Kleidern des Gärtners dürfte er nicht herrühren. Es ist auch kein Knopf, wie ihn Damen tragen.“

Der Kommissär nickte.

„Es ist ein Knopf, der an einem Herrentod hing. An welchem, das will ich bald herausfinden!“

Der Kommissär betrachtete den Knopf aufmerksam von allen Seiten. Die eingeprägte Marke war eine englische. Zweifellos ein Knopf, der zu einem eleganten Anzug gehörte.

„Gestatten Sie, daß ich den Turm besichtige?“ fragte der Kommissär nach einer Weile.

„Selbstverständlich! Nur muß ich Sie aufmerksam machen, daß es gefährlich ist! Namentlich soll die Wendeltreppe, die zum kleinen Söller hinaufführt, gänzlich baufällig sein.“

„An Gefahren sind wir gewöhnt, Baronin. Der Turm wird nicht gerade in dem Augenblick zusammenstürzen, da sich die Polizei für ihn interessiert.“

„Hoffen wir, daß er so rücksichtsvoll sein wird!“ meinte Mary lachend.

Doktor Wurmser wandte sich zum Gehen.

„Wenn die Damen gestatten, sagte er, hole ich jetzt meine beiden Agenten. In einer Stunde will ich Ihnen Bericht erstatten, was ich im Turm gefunden habe.“

Der Kommissär entfernte sich gegen das Schloß zu. Dort rief er Brandtner und Raimund und befahl ihnen, ihm zu folgen.

Beim Turm zog Wurmser den Knopf, den er gefunden hatte, aus der Tasche, wickelte ihn in ein reines Stück Papier und übergab ihn dem Agenten Brandtner.

„Sie, Brandtner, ich wünsche so bald als möglich zu erfahren, an welchem Kleidungsstück hier im Schloß dieser Knopf fehlt. Er ist ganz frisch abgerissen. Das sehen Sie ja an den Fäden. Hätte er übrigens lange

hier gelegen, so müßte man ihm das anmerken. Um so mehr, als es vor drei Tagen erst sehr stark geregnet hat. Vielleicht läßt sich die Sache dadurch vereinfachen, daß Sie sich hinter einen der Diener stecken.“

„Das kann ich leicht machen, Herr Doktor, ich bin mit dem Leopold sehr gut. Er bedient den Herrn Baron und den Herrn Oberleutnant.“

„Bravo! Das geht ja nach Wunsch! Und jetzt ans Werk! Öffnen Sie die Tür!“

Die Querbalken wurden heruntergenommen und die eine Hälfte der Tür aufgerissen.

Der Kommissär trat in den Turm. Ein kleiner, halbrunder Raum umfing ihn, in dessen Hintergrund einige Stufen zu einer eisenbeschlagenen Tür führten. Durch eine in Mannshöhe angebrachte Luke erhielt der Raum Licht genug, so daß man sich orientieren konnte.

Aufmerksam sah sich Doktor Wurmser nach allen Seiten um.

In dem Raume standen einige Gießkannen und Geräte, wie sie Gärtner brauchen. Vermutlich diente dieser Teil des Turmes als Aufbewahrungsort für alte Geräte.

Doktor Wurmser prüfte den Boden und ging bis zu den Stufen, welche zu der zweiten Tür führten, vor. Er lächelte befriedigt.

„Sie, Brandtner, sehen Sie diese Fußspur da?“ wandte er sich an den Agenten.

„Ja, Herr Kommissär! Ein schmaler, langer Fuß, ein Männerfuß. Zweifellos ein anderer als der, den wir am Eingang vorne bei den Geräten bemerkt haben.“

„Wenn wir da fertig sind, nehmen wir diese Spur ab. Aber gehen Sie vorsichtig zu Werke und geben Sie sehr acht. Diese Fußspur ist vielleicht wichtig!“

An der verstaubten, verrosteten Klinke der zweiten Tür, zu welcher ein paar Stufen hinaufführten, sah Doktor Wurmser wieder den frischen Abdruck einer schmalen Männerhand. Sein Gesicht wurde immer vergnügter.

Mit äußerster Vorsicht, um diese Spur nicht zu verwischen, öffnete er dann die Tür.

Kalte, modrige Luft wehte ihm entgegen. Etwas enttäuscht blickte er sich um.

Er befand sich in einem Gewölbe, das fast vollständig leer war. In einer Ecke stand ein wurmzerfressener alter Tisch. Daneben eine rohgezimmerte Bank. Der Tisch war von Spinnweben umzogen.

Aber man bemerkte ganz deutlich, daß das Gewebe an einer Stelle, nahe an der Bank, weniger dicht war. Es sah wie eine erst frisch übersponnene Lücke aus.

Gespannt blickte Doktor Wurmser auf diesen Fleck. „Also auch das könnte stimmen!“ murmelte der Kommissär. „So also wäre der Schmutz am Ellbogen des Herrn zu erklären!“

Die Bank zeigte deutlich den Abdruck eines Menschen, der sich niedergelegt hatte.

Hier hat er Platz genommen, und da muß er sich aufgeführt haben!“ sprach Doktor Wurmser laut vor sich hin.

„Wer, bitte?“ fragte der Agent.

„Jener Herr, der zu dem Knopf gehört, den Sie in der Tasche haben und dessen Fußspuren wir bis hierher feststellen konnten.“

Der Kommissär dachte einen Augenblick nach. Dann schritt er in den Hintergrund des Gewölbes, den eine Wand abschloß, durch die eine Tür zu einer zweiten, kleineren Wendeltreppe führte.

Die Fußspuren, die schon im Vorraum gefunden worden waren, ließen sich einige Stufen weit verfolgen. Dann hörten sie plötzlich auf.

Doktor Wurmser dachte nach.

Der unbekannte Besucher des Turmes mußte irgend etwas gesucht haben, denn seine Spuren ließen sich kreuz und quer nach allen Richtungen hin in dem Gewölbe verfolgen. Was konnte er in diesem alten, verlassenen Turm gewollt haben? Vielleicht hatte er den Schmutz nach dem Diebstahl hier versteckt? Dann wäre es begreiflich, warum man im ganzen Hause sonst keine Spur fand.

„Sie, Brandtner, bringen Sie einmal ein paar Laternen aus dem Vorraum und eine Leiter!“

Der Agent tat, wie ihm geheißen.

„So! Raimund, helfen Sie! Vor allem müssen wir mit den Brettern ein paar recht klare Spuren überdecken, damit wir sie nicht verwischen, womöglich die Gangbilder, die zur Stiege führen. Aber recht vorsichtig, bitte!“

Raimund und Brandtner vollführten den Befehl.

„Nun können wir uns wenigstens frei bewegen“, sagte der Kommissär. Dann setzte er sich auf die Bank nieder und ließ die Agenten die ganze Längswand absuchen und abklopfen. Leider ohne Resultat.

Nach einer halben Stunde vergeblicher Arbeit sagte Doktor Wurmser: „Ich muß jetzt ins Schloß hinaus.“

Unterdessen stellen Sie ein Nachbild einer schönen, klaren Fußspur her. Auch die Handspuren an der Klinke fixieren Sie.“

„Soll ich das sofort tun, Herr Doktor?“ fragte der Agent.

„Ja, gewiß, sofort! Dann stellen Sie die Bretter wieder auf den alten Platz und bleiben in der Nähe des Turmes.“

„Wie lange, Herr Doktor?“

„Vorläufig bleiben Sie da, bis ich zurückkomme. Wir werden dann schon das weitere besprechen.“

Doktor Wurmser wandte sich nun an den zweiten Agenten:

„Sie können einstweilen ins Schloß zurückgehen, Raimund, aber nicht auf demselben Wege wie ich. Machen Sie den kleinen Umweg durch den wilden Park. Vergessen Sie wegen des Knopfes nicht. Das möchte ich möglichst bald wissen.“

„Ich werde es besorgen, Herr Kommissär!“

Doktor Wurmser trat rasch in den Garten hinaus und schritt auf dem kürzesten Wege dem Hause zu.

Der Tee wurde nicht im Boudoir der Baronin serviert wie bisher, da dieses Zimmer auf Wunsch des Kommissärs verschlossen war. Man nahm ihn in der Bibliothek.

Doktor Wurmser fand schon die ganze Gesellschaft versammelt. Die Baronin und der Oberleutnant standen beim Fenster, als der Kommissär eintrat. Hella saß mit dem alten Baron und dessen Neffen beim Tisch.

Johann bot eben Sandwiches und nach englischem Rezept geröstete Brote an.

„Na, haben Sie ihn, lieber Doktor?“ fragte der Hausherr, als Wurmser zum Tisch trat.

„Ich habe ihn zwar noch nicht, aber — er ist in greifbarer Nähe!“ erwiderte Wurmser heiter und unbefangen. Dabei betonte er absichtlich das vorletzte Wort.

Der alte Freiherr sprang wie elektrisiert auf.

„Was Sie nicht sagen!“ rief er. „Sie kennen also schon den Dieb?“

„Darauf kann ich in diesem Augenblick noch keine Antwort geben, Herr Baron.“

„Machen Sie keine G'schichten und legen Sie los!“

„Ja, die Herren von der Polizei!“ bemerkte Franz spöttisch. „Gegen die sind die anderen Sterblichen blind und taub. Die hören das Gras wachsen.“

Mary und der Oberleutnant waren zum Tisch getreten.

„Wenn wir auch nicht das Gras wachsen hören, Baron Rodenstein“, sagte Doktor Wurmser mit kühler Höflichkeit, „so wissen wir doch in manchen Dingen rascher Bescheid als andere Menschen. Sie scheinen das nicht zu glauben. Ich hoffe, daß ich in wenigen Tagen in der Lage sein werde, gerade Ihnen das beweisen zu können!“

Baron Franz Rodenstein zuckte zusammen und blickte scheu von seiner Leetasse zum Kommissär auf. Sein Gesicht wurde um einen Schein blasser.

Der scheue Blick war dem Kommissär nicht entgangen.

Auch Mary hatte ihn bemerkt. Ihre Augen wanderten erstaunt von ihrem Cousin zu Doktor Wurmser, der ihr lächelnd zunickte. Nun bestellte sie ihre Blinde beobachtend auf Franz.

Ein scharfes Ohr hätte ein leichtes Zittern der Stimme heraushören können, als Baron Franz die Frage stellte: „Warum wollen Sie denn gerade mir beweisen, daß die Polizei mehr sieht als andere Leute?“

„Weil Sie immer eine gewisse Ironie zu gebrauchen belieben, wenn Sie auf meine Tätigkeit zu sprechen kommen“, antwortete Doktor Wurmser lächelnd und unbefangen.

Nach dem Tee eilte der Kommissär wieder in den alten Turm und setzte seine Nachforschungen fort, ohne etwas zu erzielen.

Enttäuscht sagte er schließlich zu seinen Agenten: „Brandtner, einige Nächte lang werden Sie und Raimund abwechselnd hier Wache halten. Auch ich selbst beabsichtige, mein Nachtquartier hier aufzuschlagen. Ja, richtig, haben Sie wegen des Knopfes schon gefragt?“

„Ja, Herr Kommissär, der Leopold hat heute früh an dem Rock des Barons Rodenstein einen Knopf angehängt, weil einer gefehlt hat.“

„Des jungen Barons, des Franz Rodenstein natürlich?“

„Der Agent nickte.“

„Haben Sie den Rock gesehen?“ fragte Doktor Wurmser.

„Ja.“

„Nun? Sind es die gleichen Knöpfe?“

„Ja. Auch der Firmaausdruck stimmt.“

„Ich wußte es ja. Beim nächsten Besuch soll der junge Herr eine merkwürdige Überraschung erleben!“



Gefangennahme einer Abteilung Franzosen am Donon.

Nach einem persönlichen Erlebnis im Felde gezeichnet für das „Illustrierte Blatt“ von Hans Jacoby (Straßburg).

XI.

Der Kottlingbrunner Rennplatz entfaltete am Sonntag nachmittag großstädtisches Leben.

Die angesehenen Offizierskreise machten diesen einen Tag zu einem kleinen Fest der Armee.

Der alte Baron Rodenstein mit seiner Tochter und seinem Neffen hatte in einer Loge Platz genommen. In der Nachbarloge saß ein strammer alter Oberst mit einer imposanten, weißhaarigen Frau, deren Antlitz noch immer Spuren großer Schönheit trug.

Auf dem Wiesenplan vor der Tribüne standen dicht gedrängt die Menschen, vorherrschend Offiziere, die dem lichten Bilde der Frauentouilletten Farbe brachten. Auf der zur Tribüne führenden Stiege stand mit einem Feldstecher Doktor Wurmser.

Der Kommissar war gekommen, weil auch Franz Rodenstein, den er nicht mehr aus den Augen lassen wollte, nach Kottlingbrunn gefahren war. Wie Blut- hunde auf der Fährte, so waren Doktor Wurmser und seine beiden Agenten in der letzten Woche hinter dem jungen Baron hergewesen, ohne daß bisher irgend etwas hätte festgestellt werden können, das von wesentlichem Belang gewesen wäre.

Doktor Wurmser hatte in dem zweiten Gelaf des alten Turmes sein Nachtquartier aufgeschlagen. Die ganze Woche hindurch hatte er dort den heranbrechenden Morgen erwartet. Aber niemand war gekommen.

Jetzt sah Doktor Wurmser, wie Baron Franz Rodenstein den Aktionärsraum verließ und auf jenen Platz zu- schritt, dessen Betreten nur vierzig Heller kostete. Mit dem Glase verfolgte der Kommissar den rasch dahineilen- den Baron.

Franz schien ein bestimmtes Ziel zu haben, denn er schritt auf eine Baumgruppe zu, in deren Schatten ein junger Mann stand, mit dem er, wie es dem Kommissar schien, ein lebhaftes Gespräch begann.

Wer war der junge Mensch?

In diesem Augenblick kam Johann gerade die Stiege herauf.

Doktor Wurmser hielt ihn an. „Johann, einen Augenblick! Sehen Sie jene Baumgruppe dort drüben auf dem Bierzigheller-Platz?“

„Ja, bitte!“

„Unter den Bäumen stehen zwei Männer, die miteinander plaudern, nicht wahr? Da haben Sie mein Glas und schauen Sie sich die beiden an. Kennen Sie sie?“

Johann nahm etwas umständlich den Feldstecher des Kommissars und richtete ihn nach der Baumgruppe. Ein Ausruf des Staunens entfuhr ihm.

„Run, wer ist's?“

„Das ist ja unser junger Herr Baron!“

„Ja freilich ist er es! Das habe ich schon gewußt. Aber wer der andere ist, möchte ich gern wissen.“

„Der andere? Ja, ich weiß nicht recht, aber mir kommt so vor, als ob ich ihn kennen müßte. Na, ich will lieber nie sagen —“

„Passen Sie auf, Johann! Ich brauche Sie notwendig! Wohin wollten Sie jetzt so eilig?“

„Zum gnädigen Herrn Baron. Er hat seine Zigaretten- tasche im Wagen liegen lassen, ich hab' sie ihm bringen wollen.“

„Geben Sie mir die Tasche her, ich werde sie ihm bringen. Sie gehen jetzt gleich hinüber zu der Baum- gruppe, wo Sie den jungen Herrn Baron stehen sahen, und sehen sich den anderen Mann genau an. Kommen Sie dann wieder herüber und melden Sie mir, wer er ist.“

Johann wandte sich zum Gehen.

Doktor Wurmser schritt zur Loge und reichte dem alten Baron über die Brüstung die Zigaretten- tasche.

„Danke vielmals! Aber warum haben Sie sich bemüht?“

„Ich habe die Tasche, Johann abgenommen.“

„Das war sehr liebenswürdig von Ihnen, aber sagen Sie mir nur, warum? Wo ist der Johann?“

„Pardon, aber ich habe mir erlaubt, ihn zu einer kleinen Arbeit im Dienste unserer Sache zu verwenden.“

Der alte Baron schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, diese Kriminalisten! Hören Sie, sogar auf dem Renn- platz finden Sie keine Ruhe!“

„Hier weniger als anderswo!“ antwortete Doktor Wurmser nachdrucksvoll.

Mary hatte sich bei den Worten des Kommissars rasch umgedreht.

Da sich der alte Baron wieder seinem Jugend- freunde, dem Obersten Baron Walden, der in der Neben- loge saß, zuwandte, trat sie an die rückwärtige Brüstung und fragte den Kommissar leise: „Was gibt es?“

„Sagen Sie, Baronin, kennen Sie vielleicht zufällig jenen Menschen dort, der drüben auf dem Bierzigheller- Platz — dort links in der Ecke bei der Baumgruppe — mit Ihrem Kusine so eifrig spricht?“

Die Baronin wandte ihr Glas nach der Richtung und setzte es sofort wieder ab.

„Freilich kenne ich ihn. Es ist Hans, der Ziehbruder Helenens.“

„Jener junge Mann, von dem wir unlängst bei der Linde sprachen?“

„Ja,“ bestätigte die Baronin.

„Verzeihen Sie, es wäre nicht unwichtig, aber ich meine jenen, der am selben Tag wie Johann in die Stadt gefahren ist.“

„Ja, ja, ganz richtig, den meine ich! Warum finden Sie es eigentlich merkwürdig, daß Baron Rodenstein mit ihm spricht? Er ist der Ziehsohn seines Kasten- lars.“

(Fortsetzung folgt.)

Dokumenten- Ordner
unentbehrlich
mit
Feldpost - Briefe
Schokolade u. Pfefferminz
80 Pfg.
Gebr. de Giorgi
Frankfurt a. M.
Liebfrauenstraße 3.

Dokumenten- Ordner
unentbehrlich
mit
12 Kartons-Taschen 55 x 27 M. 5,75
8 Leinen- „ 55 x 24 „ 4,50
12 „ „ 55 x 27 „ 12,--
Die Ordner sind beliebig aus-
dehnbar u. m. Inh.-Verz. versehen.
Lieferung gegen Nachnahme
oder Voreinsendung d. Betrages
Wilhelm Büttel, Hofl.
Frankfurt a. M., Goethestr. 23.



Photothek, Berlin.

hurra die Feldpost!



Vom öffentlichen Kriegshauptst.

Phot. Berliner Illust.-Gesellschaft.



Morgenstimmung im Felde. Mannen vor dem Abrücken.

Verlag Schöner-Strobel, Frankfurt a. M.



In der französischen Festung Blaye sind 1600 deutsche Gefangene untergebracht.

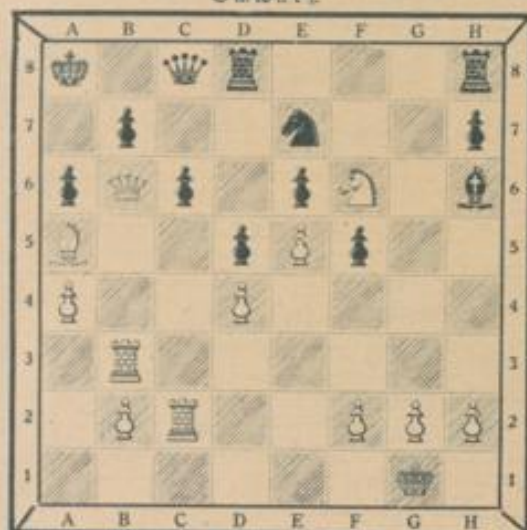
சநாக்.

Bearbeitet von J. Nies.

Die nachfolgende Partie wurde im Meisterturnier zu Wannenheim am 24. Juli 1964 gespielt.

Damenbauernspiel.

Marshall.	Zahnen.		
Weiße.	Schwarze.		
1. d2-d4	d7-d5	13. Le1-g5	Lf8-e7
2. Sg1-f3	e7-e6	14. Lg5-d2	Le7-f8
3. e2-e4	c7-c6	Ein eigenartiges Manöver, bei dem Weiß glatt ein Entlohnungs-tempo gewonnen hat. Schwarz kann eben den Sg8 nur über e7 entlohnern	
4. Sb1-c3	Sb8-d7	15. Ta1-c1	Sg8-e7
5. e4xd5	e6xd5	16. a2-a4	Se7-f5
6. Dd1-b3!		17. Se3-e2	Sb6-c8
Tiefem Zuge liegt ein feiner Plan zu Grunde.		18. Ld3-f5	g6-f5
6. ...	Sg8-f6	19. Se2-f4	Sc8-e7
7. e2-e4!	Sd7-b6	20. Sf1-h5	Se7-g8
7. Auf 7. ... Se4 würde 8. Se4.; de 9. Sg5, Df6 10. Le4 zum Vorteil für Weiß gerollt sein.		21. Tc1-c3	0-0-0
8. e4-e5	Sf6-g8	Zu der Rochade mehr als nötig ist, liegt auf der Hand, aber Schwarz ist eben positionell bereits total überfullt.	
Die bessere Spielweise ist 8. ... Se4 9. Se4.; de und, falls 10. Sg5, 10. ... Dd5. Schwarz kommt nach dem Fertzuge in Nachteil		22. Tf1-e1	a7-a6
9. Lf1-d3	Le8-e6	6. drohte der Vorstoß a4-a5-a6.	
10. Sf3-g5	Dd8-d7	23. Dh3-b6	Sg8-e7
11. Sg5-e6	f7-e6	24. Tc3-b3	Kc8-b8
12. 0-0	g7-g6	25. Ld2-a5	Lf8-h6
		26. Sh5-f6	Ed7-c8
		27. Te1-c2	Kb8-a8
Stellung der Partie nach dem 27. Zuge von Schwarz.			



213 c i R.

28. Db6-b4	32. Te5-c2	Lf8-e7
Darauf gewinnt Weiß zum	33. Tb3-c3	Td8-h8
mindesten die Qualität	34. Tc3-c6	b7-c6
29. Te2-c5	35. Te2-c6	De8-b7
0. La5-d8	36. Db6-a6	Db7-a6
31. Db4-b6	37. Te6-a6	Ka8-b7
	38. Ta6-e6	Schwarz gab auf



Für das Jh. VI. gezeichnet von Hans Bohn.
Goddam, da läuft ja noch ein Neger herum, der nicht
gegen die Germans eingekleidet ist.

Haus und Küche.

Prattische Winke.

Kaffeestiele in Seide müssen auf frischer Lat entfernt werden, wenn sie restlos verschwinden sollen. Man gibt etwas Schiengalle in kaltes Wasser, verreibt es mit Watte darauf und entfernt mit reiner Watte und klarem Wasser die letzten Spuren davon.

Die Holzwürmer aus Möbeln zu vertreiben, spritze man reichlich Terpentinspiritus mittelst feiner Spritze oder eines Naschienenölkännchens in die Löcher.

Diamanträtffel.

[illegible]

1. Konfession
2. Farbe
3. Preussischer General
4. Stadt in Südwest-Afrika
5. Eine eroberte Stadt
6. Bekanntster General-Feld-marschall
7. Eine Alleebofart
8. Stadt auf Neusee
9. Stadt in Sibirien
10. Japanischer Staatsmann
11. Konfession.

Die mittlere, senkrechte und waagrechte Reihe bezeichnen einen in letzter Zeit viel genannten Deutschen.

Auflösungen.

Diamanträtffel.

3
G A G
O u c
Q a h b r e
3 a n d e r f i o t e
r m i f f b e t e
e r i l e e
a e o v
H t a

Musikalische Füllrätzel.

Motow	Marta
Mozart	Idomeneus
Schumann	Genoveva
Vellini	Nachtwandlerin
Weber	Oberton
Reuther	Nachfolger

Rignon. (Thomas.)

Zahlenrätsel.

Luise	Ludwig
Emil	Sara
Colar	Ibella
Theodor	Otto
Estlie	Alfe

Neu Tolstoi.

Nachdruck verboten.



Doincarés Traum

Für das „Illustrierte Blatt“ gezeichnet von H. Uhl, Frankfurt a. M.

des Zaren Erwachen.

Deutsche Mode.

Nr. 2757. **Zungenschürzer aus Flanell.** Für den überaus praktischen Zungenschürzer verwendet man weißen Flanell und Tricotstoff. Die Ränder werden gegenseitig eingeschlagen und abgesteppt oder mit einem weichen Band eingefasst. Die Länge der gleichen Teile kann man auch gleich lang einrichten; sie beträgt etwa 35 Zentimeter von der Schulter zu einer Breite von 24 Zentimeter, die Halsbreite ist 5 Zentimeter. Ein Achselteil wird übergeschöpft, der andere erhält Stoffbruch. Erforderliches Material: 70 Zentimeter Stoff, 25 Zentimeter breit oder 40 Zentimeter von 50 Zentimeter Breite.

Nr. 2758. **Unterbeinkleid aus Flanell oder Seide.** Als Material für das Beinleid verwendet man in Anbetracht der besonderen Umstände Flanell oder Baize. Manche Frau hat vielleicht ein nicht mehr modernes Pastellkleid liegen, das hierfür sehr gut verwendet werden kann. Die Beintlinge, die die übliche Länge zeigen, werden oben zwischen die doppelten Stofflagen eines Bundes gesteppt. In Bundhöhe sichtbar, im übrigen verdeckter Knopfschluß. Der linke Rand wird hierfür 3 Zentimeter breit besetzt und erhält eine ebenso breite doppelte Knopfschleife untergesteppt; dem rechten Rand wird der Untertritt mit den Knöpfen angefügt. Erforderliches Material: etwa 2 Meter Stoff, 84 Zentimeter breit.

Nr. 2759. **Kleid mit Säumhengarnitur.** Die Garnitur des schlichten Kleides, das auch als Vorlage für ein einfaches Haus- und Arbeitskleid dienen kann, besteht in Säumen. Rücken- und Vorderseite garnieren je drei schmale Säumen. Den vorderen Knopfschluß der Futtertaillie, die jedoch auch fortfallen kann, deckt eine breite Kante aus schrägem Stoff; hier seitlicher Druckknopfschluß. (Glatter, rückwärts schließender Stoffschloßtrager oder Knochenträger. Der Blusenärmel ist oben eingereicht und tritt unten, ebenfalls eingereicht, in ein gerades Bündchen aus doppeltem Stoff. Der Rock besteht aus drei Bahnen, wobei die Vorderbahn schmal aufgesteppt ist. Man streift den Rock am besten der Taille auf und deckt den Ansatz durch den ebenfalls aufgesteppten Gürtel, der mit der Vorderbahn nach links überfällt. Am unteren Rockrand zwei schmale Säume. Erforderliches Material: etwa 6 Meter Stoff, 80 Zentimeter breit.



Nr. 2759. Kleid mit Säumhengarnitur.
Für Krankenpflegerinnen.

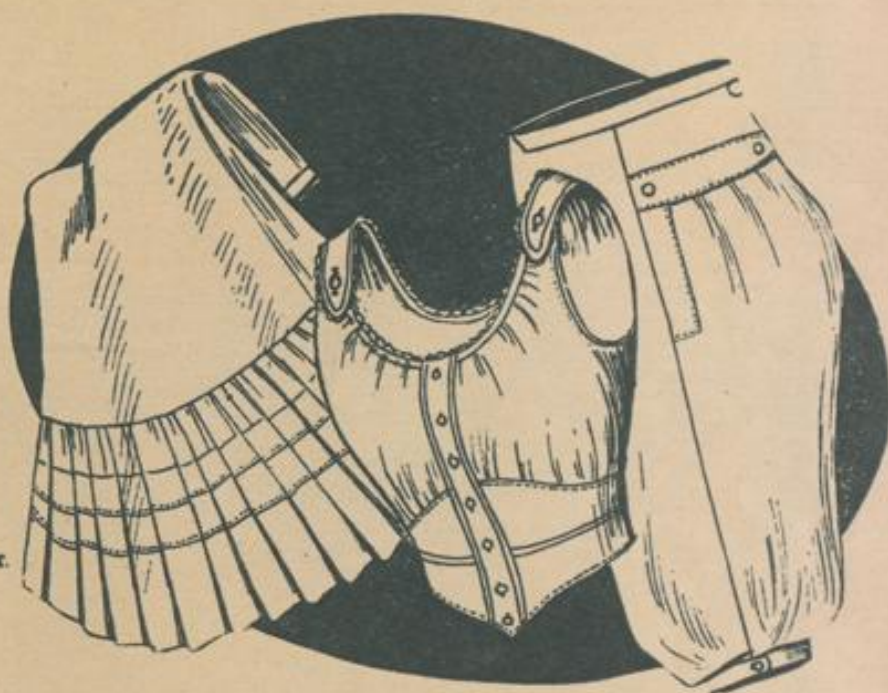


Nr. 2757. Zungenschürzer aus Flanell.
Nr. 2758. Unterbeinkleid aus Flanell oder Seide.

Nr. 2760. **Unterrock mit Plisseevolant.** Unsere Abbildung zeigt einen praktischen und doch auch hübschen Unterrock, der sich vorzüglich für Pflegerinnen eignet. Je nach der körperlichen Beschaffenheit verwendet man dünneren oder dickeren Stoff, wie Moiré, Tuch und ähnliches. Der glatte Oberrock besteht aus drei Bahnen. Für den unteren Teil sind gerade Stoffbahnen in zwei schmale Säumen gesteppt und dann in Plisseevolant gelegt, die gut gebügelt werden müssen. Erforderliches Material: etwa 3 Meter Stoff, 1,10 Meter breit.

Nr. 2761. **Leibchen mit Gürtelteil.** Unter den Pflegerinnen gibt es viele, die kein Korsett tragen, während andere wieder dringend denselben bedürfen. Wir bringen hier mit Abb. 2761 ein Leibchen mit festem Gürtel, das sehr gut als Korsettersatz dienen kann. Als Material verwendet man festen Koperjatin oder Trell. Dem glatten Rückenteil werden die nach vorn überknöpfenden Träger angeheftet. Der nachlose Vorderrock wird an seinem oberen und unteren Teil etwas eingereicht, um die erforderliche Brustweite zu erreichen. Der untere Rand ist aus doppeltem Stoff bestehenden Gürtelteil zwischengesteppt; diesem ist im Taillenschluß des Halses wegen eine schmale Schrägblende aufgesteppt. Den Schluß sichert je eine doppelte, abgesteppte Blende, die den Knopfschluß aufnimmt. Die Armlochbänder machen eine Schrägblende sauber, während den Ausschnitttrand ein Langgestreifstreifen begrenzt. Erforderliches Material: etwa 1,20 Meter Stoff, 80 Zentimeter breit.

Nr. 2762. **Reformbeinkleid.** Eine unentbehrliche Bekleidung ist das Reformbeinkleid, das wohl etwas plumper ist als das enganliegende, mit Gummizug versehene Beinleid, dafür jedoch bedeutend praktischer. Man arbeitet es aus weichem Wolstoff und füttert den Gürtel mit hellem Futter. Der rückwärtige Beinleidteil erhält einen geraden Bruch am oberen Rand, dem die Knopflöcher eingefügt werden. Am Seitenschloß gefütterte Leiste. Am unteren Beinlingrand schmales Bündchen mit Knopfschluß. Erforderliches Material: etwa 1,75 Meter Stoff, 1,10 Meter breit.



Nr. 2760. Unterrock mit Plisseevolant.
Nr. 2761. Leibchen mit Gürtelteil.
Nr. 2762. Reformbeinkleid.

Praktische Liebesgaben.

Nr. 2763. **Knielwärmer in Stridarbeit.** Unsere Abbildung zeigt einen Knielwärmer mit eingearbeitetem Knie. Man beginnt die Arbeit mit diesem Kniestück, und zwar macht man einen Umschlag von etwa 10 Maschen bei Verwendung der üblichen Strumpfwolle (Kamelhaarwolle). Man strickt hin- und zurückgehend immer rechts oder abwechselnd eine Reihe rechts und eine Reihe links. Zur Erweiterung nimmt man an jedem Ende der Nadel je eine Masche zu; man nimmt hierzu den Quersaden zwischen zwei Maschen auf und strickt ihn verstränkt ab. Hat man im ganzen 110 Maschen auf den Nadeln (man hat sie inzwischen auf drei Nadeln verteilt), nimmt man an jeder Reihe wieder zwei Maschen ab, bis noch zehn Maschen vorhanden sind und strickt Umschlag- und Endmaschen zusammen. Nun muß man die Maschen des oberen Randes, also die Handmaschen, auffassen und strickt auf vier Nadeln etwa 40 Reihen eine rechts, eine links. Das Bündchen wird mit fünf feineren Nadeln etwa 70 Reihen hoch gearbeitet. In gleicher Weise wird der untere Rand aufgenommen und ergänzt. Erforderliches Material: etwa 120 Gramm Wolle.

Nr. 2764. **Schal in Stridarbeit.** Für den Schal, der in einer Länge von etwa 80 bis 100 Zentimeter gearbeitet wird, verwendet man dunkel melierte Sportwolle, von der etwa 100 Gramm erforderlich sind, und zwei starke Holzstricknadeln. Man kann ihn verschiedentlich arbeiten: durchgehends rechts, durchgehends patent oder abwechselnd eine Masche rechts, und eine Masche links gestrickt. In diesem Falle gebraucht man einen Umschlag von 30 Maschen, wobei weder zugenommen oder abgenommen wird. Die Patentstrickerei wird wie folgt gearbeitet. 1. Reihe: 1 M. abheben, Rechtsumschlag auf die rechte Nadel, folgende Masche abheben und die nächste



Nr. 2763. Knielwärmer aus Stridarbeit.
Nr. 2764. Schal in Stridarbeit.
Nr. 2765. Pulswärmer mit Daumen aus Stridarbeit.

rechts abstricken, dies wiederholt sich vom Rechtsumschlag ab. 2. Reihe: 1 Masche abheben*, dann die in der vorhergehenden Reihe abgestrickte Masche mit einem Umschlag abheben, die nächste Masche und den Umschlag zusammenstricken. Dies wiederholt sich von * ab in allen Reihen.

Nr. 2765. **Pulswärmer in Stridarbeit.** Unsere Vorlage veranschaulicht Pulswärmer, wie sie von der Seeresleitung verlangt werden. Sie reichen oben bis zum Armanfang und decken vorn den Daumen vollständig, die Hand zur Hälfte. Man beginnt die Arbeit mit einem Umschlag von etwa 74 Maschen auf vier Nadeln, strickt 22 cm hoch je 2 rechts, 2 links, wobei man nach je 4 1/2 cm je 2 Maschen in der Runde abnimmt, so daß man in 22 cm Höhe noch 66 Maschen auf den Nadeln hat. Nun wird wieder 22 cm hoch, 2 rechts, 2 links weiter gestrickt. Für das Handgelenk strickt man 10 Reihen entweder mit feineren Nadeln oder 1 Masche rechts verstränkt, 1 links. Für den Handteil werden wieder die dicken Nadeln verwendet und zunächst 3 Reihen glatt gestrickt, worauf der Zwickel für den Daumen beginnt. Diefür sind in der 2., 6., 10., 14., 18., 22., 26. und 30. Runde je 2 Maschen zuzunehmen, und zwar beginnt man die 2. Nadel der 2. Runde mit 1 Masche links zu stricken, dann 1 Masche zuzunehmen, 2 Maschen rechts stricken, 1 Masche zuzunehmen, 1 Masche links und die Runde fertig stricken. Nach der 30. Runde sind für den Daumen, der bis jetzt 16 Maschen zählt, 6 Maschen neu aufzuschlagen; diese 22 Maschen werden auf 3 Nadeln verteilt, strickt dann 23 Runden und spitzt wie bei einem Strumpf zu. Nun legt man an den stehengebliebenen Maschen den Daumen neu an und strickt noch etwa 6 Runden, worauf man abbletzt. Erforderliches Material:



Generalleutnant v. Morgen,
der deutsche Führer an der Suwalki-Lycklinie.



Mit Liebesgaben zur Front.
Phot. Teßmann.



Die Deutschen in Antwerpen.
(Im Hintergrunde die Kathedrale.)
Phot. H. Goldmann.



Phot. H. Goldmann.
Marchese di San Giuliano †
der dreibundfreundliche italienische Minister
des Aeußern.



Schlecht gesprengte Maasbrücke.



Das Loch, das ein 42 cm-Geschoss im Fort Wavre gerissen hat.
Phot. Voedeker.